



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Fünfunddreißigstes Kapitel.



räfin Sibylle ging mit finsterner Stirn von Dorothea, und als sie über den Korridor nach ihrem eignen Zimmer schritt, murmelte sie Verwünschungen zwischen den Zähnen. Das junge Mädchen war ihr tief verhaßt, und sie nahm sich vor, sich an ihr zu rächen, wenn sich irgendwie dazu Gelegenheit finden sollte. War sie erst mit Dietrich vermählt, so sollte sie es fühlen, was es hieße, sie, die Gräfin, zu beleidigen. Doch flöhte ihr zugleich Dorotheens Energie und Trotz neue Besorgnisse ein, und sie durchschaute, welche Absicht der Graf von Francken bei seinem abendlichen Besuche hatte.

Sie gab Auftrag, daß man ihr mitteilen solle, wann der Graf sich wieder entfernt haben würde, und sie erfuhr, daß er nach einer langen, bis zehn Uhr dauernden Unterhaltung mit dem Baron noch einen Besuch bei Dorothea abstatte. Dann ging sie trotz der späten Zeit noch zum Baron, um ihm, wie sie sagte, gute Nacht zu wünschen.

Sie fand den alten Herrn in einer unruhigen und mißmutigen Stimmung, und sie erwies ihm durch ihr Kommen, wie es ihr schien, einen Gefallen, indem sie ihm Gelegenheit gab, sich seine unangenehmen Gedanken von der Seele zu sprechen. Als sie ihm unter einigen Worten der Begrüßung die Hand drückte und dann that, als wollte sie sich entfernen, nötigte er sie zu bleiben und begann über den Besuch des Generals zu reden.

Ich passe nicht mehr in diese Welt, sagte er. Entweder ich verstehe die Zeit nicht mehr, oder die Zeit versteht mich nicht. Es kommt mir so vor, als ob die jakobinischen Lehrsätze nach und nach das ganze Volk vergiftet hätten, sodaß nicht nur bei den Demagogen und Liberalen, sondern sogar in denjenigen Ständen, die man ehemals für die unerschütterlichen Stützen des Thrones hielt, ihre Wirkung verspürt würde. Ich will garnicht von meinem Vetter Botho reden, der niemals viel Verstand gehabt hat, sodaß es denn irgend einem Schwarmteufel, der in ihn fahren mochte, leicht werden mußte, ihn zu regieren. Aber daß ich selbst aus dem Munde des Grafen von Francken Sätze vernehmen muß,

die sich bei einem Encyclopädisten und Ideologen vielleicht passend ausnehmen würden, das setzt doch der Sache die Krone auf.

Die Gräfin seufzte.

Wann die Menschen nur zur Besinnung kommen werden? fuhr der Baron fort. Es kommt mir vor, als drehte sich alle Einsicht im Kreise herum, sodaß jeder einzelne wie jede Zeitepoche immer wieder von vorn anfangen müßte, ohne jemals irgend etwas von der Historie zu lernen. Da las ich heute Morgen einen Brief, den der Freiherr vom Stein unterm 19. Dezember 1822 an einen gewissen Dr. Schulz in Hamm, einen konservativen Schriftsteller, gerichtet hat. Er schreibt darin, daß durch die Gewerbefreiheit ein tüchtiger Bürgerstand zerstört würde, daß durch die zersplitternden Grundsätze über die Erbfolge bei den Bauerhöfen der Bauerstand aus einem tüchtigen, kräftigen, sittlichen, sich selbst achtenden Stand von mittlern vermögenden Gutsbesitzern in einen Pöbel von ärmlichem Gesindel verwandelt würde. Er sagt, daß unsre zentralisirende regierungslustige Beamtenhierarchie das Mittel wäre, wodurch unser Regierungssystem sich selbst auffräße, so wie Saturn die eignen Kinder gefressen hätte. Mit Buchstaben, Federn und Tinte hätten wir die Beamten entmenscht, die Verwaltung entgeistet und alles in einen toten Mechanismus aufgelöst. Das schrieb damals eben derselbe Mann, der durch seine unpraktische Schwärmerei für Grundsätze, die er nur vom Hörensagen kannte, durch seinen unverantwortlichen Leichtsinne und Übermut selbst den größten Teil des Unheils angerichtet hatte. Aber als ihn die Gewißheit überkam, daß er auf Sand gebaut hatte, da war es zu spät, und ob er überhaupt recht klar erkannt hat, was der eigentliche Grund des Verderbens war, nämlich die Zerstörung des Glaubens und damit der Autorität des Königs und des Familienchefs, das ist mir noch fraglich. Was soll ich nun denken, wenn der General eben jene Grundsätze vertritt, welche zu dieser Zerstörung der Autorität des Königs und des Adels die erste Veranlassung gewesen sind, wenn er mir von freier Selbstbestimmung und dergleichen in Bezug auf Dorothea spricht?

Mein lieber Freund, sagte die Gräfin, ich begreife das nur zu gut. Dorothea müßte nicht Ihre Tochter, müßte nicht dies bezaubernde und liebenswürdige Wesen sein, wenn nicht alle, die sich ihr nähern, sich in sie verliebten. Der Graf ist von ihr gefangen genommen worden, das ist die Erklärung.

Ich weiß doch nicht, sagte der Baron. Sie meinen, das Kind wäre mir ähnlich, aber diesen Trozkopf hat sie doch nicht von mir. Ich weiß, daß ich meine Fehler habe, aber sicher bin ich nicht eigensinnig. Es giebt wohl keinen Menschen, der mehr als ich vernünftigen Gründen zugänglich wäre; Dorothea dagegen — nun ist sie offenbar zum General gelaufen und hat ihn gegen mich aufgehetzt, nachdem sie mir doch schon erklärt hatte, sie wollte sich fügen und nur erst von diesem unseligen Menschen, diesem Eschenburg, ihr Wort zurückhaben. Und der General — Sie wissen, wie ich ihn verehere und liebe — hat mir wahrhaftig den Kopf warm gemacht. Ich wünschte, Dorothea hätte das nicht gethan.

Der Baron hatte eine Miene, welche der Gräfin nicht gefiel. Sie sah, daß die Unterredung des Grafen ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt hatte.

Ich muß offen gestehen, sagte sie, indem sie ihre Hände gefaltet in den Schoß legte und träumerisch in den Kamin blickte, daß ich dem General nicht so ganz Unrecht geben kann. Dieser hartnäckige Widerstand des lieben Kindes giebt mir ernstlich zu denken, ob Sie nicht zu weit gehen, mein Freund.

Wir haben doch in der neuesten Zeit eine erstaunliche Menge von Mesalliancen erlebt, und die Gesellschaft macht kaum noch etwas daraus. Söhne aus den reinsten Familien heiraten Judenmädchen und Töchter von Croupiers oder Balletttänzerinnen, umgekehrt heiraten Erbtöchter Musikanten und Zigeuner. Ob wir nicht doch zu rigorös sind, lieber Freund, und hinter der Welt zurückbleiben?

Zum Henker! rief der Baron, ich werde diese Mode nicht mitmachen, und ich rechne es mir zur Ehre an, da zurückzubleiben, wo es in der verkehrten Richtung vorwärts geht. Nein, ich habe dem Herrn General meine Meinung hierüber deutlich ausgesprochen, sodaß er nicht in Zweifel sein kann, daß wir unsern Plan festhalten. Ich habe ihm auch gesagt, daß meine Tochter so verständig gewesen ist, der bessern Einsicht ihres Vaters nachzugeben, und daß lediglich noch die Antwort des Herrn Eschenburg notwendig ist, um Dietrichs Verlobung mit ihr proklamiren zu können. Darüber nun noch hin- und herzureden, kann gar nichts nützen.

Und wenn Herr Eschenburg antwortet, daß er nicht will? fragte die Gräfin. Er müßte seinen Vortheil schlecht kennen, wenn er ohne Entschädigung auf Ihr Verlangen einging. Ich habe immer gehört, daß man in Amerika sehr praktische Ansichten über Eheversprechen hat.

Ah, daran denke ich nicht. Er kann nicht Nein sagen. Sollte er es sich aber unterstehen, so werde ich ihm anders zu Leibe rücken.

Gräfin Sibylle sah den alten Herrn verwundert über soviel Naivität an. Es ward ihr schwer, sich nur vorzustellen, wie es möglich sei, daß er auf diese Außerlichkeit Gewicht lege und Dorotheens Bedingung für etwas beachtenswerthes halte. Doch hütete sie sich, dies merken zu lassen.

Es ist schwer für den jungen Menschen, sich von seinen Hoffnungen ohne weiteres zu trennen, sagte sie.

Das mag es wohl sein, und darin sehe ich auch den Grund, warum er noch nicht geantwortet hat. Läßt er aber allzuviel Zeit verstreichen, so werde ich sein Gedächtnis schärfen.

Sie waren einmal der Ansicht, es wäre empfehlenswert, ihm mit einer Geldsumme behilflich zu sein, sich aus seiner Abenteuerlaufbahn aufzuraffen, lieber Baron. Wie wäre es, wenn wir ihn jetzt durch ein pekuniäres Anerbieten bestimmten, zu verzichten und zu verschwinden?

Das ist kein übler Gedanke, sagte der Baron, aber je mehr ich über seinen Charakter nachdenke, desto unwahrscheinlicher kommt es mir vor, daß er auf derartige Vorschläge eingehen könnte. Ich meine, es ist etwas Romantisches, etwas Ideales in ihm, was ihn davon abhalten würde. Er hätte auch meiner Tochter Herz nicht gewonnen, wenn er ein ordinärer Kerl wäre.

Sicherlich nicht, da haben Sie vollkommen Recht. Aber es hängt doch viel von der Art und Weise ab, wie man ihm den Vorschlag machen würde. Man könnte es ja auf alle Fälle einmal versuchen. Gar mancher Mensch versteht es, einen Nimbus von Idealität um sich zu verbreiten, welcher doch schließlich vor der realen Macht einer gewichtigen Summe sich wie Nebel verflüchtigt.

Ich muß gestehen, daß ich den Versuch nicht machen möchte, erwiderte der Baron nachdenklich. Er hat so einen verwünschten Blick, der mir die Fassung rauben würde, wenn ich ihm von Geld sprechen wollte. Es ging mir schon einmal so, als ich ein Bild von Eichhausen bei ihm bestellen wollte. Vielleicht

war es übertriebenes Zartgefühl, aber ich brachte es nicht fertig, ihm ein Anerbieten zu machen.

Ich werde es thun, sagte die Gräfin mit Entschiedenheit. Ich stehe ja zu ihm in einem andern Verhältnis. Ich werde mich bemühen, in einer guten Weise auf ihn einzuwirken.

Das wäre allerdings sehr aufopfernd von Ihnen, liebe Freundin, und ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß natürlich die Summe, welche Sie etwa auszuwerfen für nötig halten, mir zur Last fällt.

Gräfin Sibylle sträubte sich hiergegen und erklärte, daß sie im Sinne ihres verstorbenen Gemahls zu handeln glaube, wenn sie selbst die Kosten trüge.

Ich darf nicht vergessen, wessen Sohn er ist! sagte sie seufzend. Seine Schuld ist nicht ganz die seinige.

Der Punkt blieb unentschieden, doch ward ausgemacht, daß die Gräfin am folgenden Tage nach Scholldorf fahren solle, falls bis zum Mittag kein Brief von dort eingetroffen wäre.

Gräfin Sibylle hatte nicht die Befürchtung, bei dem Geschäft, welches sie vorhatte, Geld zu verlieren. Sie sehnte sich darnach, ihrerseits kräftiger einzugreifen. Ihrem Geschmacke nach zog sich die Entscheidung zu lange hin. Sie wollte in der That mit Eberhardt sprechen, obwohl sie nicht wußte, in welcher Weise sie auf ihn würde einwirken können. Sie konnte es nicht ertragen, unthätig die Entwicklung einer Sache abzuwarten, bei welcher sie lebhaft interessirt war. Als sie noch in jugendlichem Alter mit ihrem Vater auf die Jagd geritten war, hatte sie keinen Graben und keinen Zaun zu breit oder zu hoch gefunden, wenn sie einmal hinter den Hund war. Sie glich, obwohl sie nur ein Weib war, den guten Avantgarde-Führern, welche immer Fühlung mit dem Feinde halten und ihm stets an der Klinge bleiben.

So ließ sie denn Punkt zwölf Uhr am andern Tage, als keine Nachricht von Scholldorf gekommen war, tapfer entschlossen anspannen und fuhr hinaus. Der Wind hatte sich noch nicht wieder gelegt, er brauste im Walde und schien mit den Bäumen um ihren Sommerschmuck zu kämpfen. Die Äste stöhnten und schlugen aneinander, während die Luft mit flatternden Blättern angefüllt war. Gräfin Sibylle machte sich nichts aus dem Sturme, sie dachte nur an ihre bevorstehende Begegnung mit Eberhardt und saß stattlich aufgerichtet im Wagen, mit den dunkeln Augen nach vorwärts spähend. Der Wagen rollte durch die Dorfgassen, das Geräusch lockte die Bewohner ans Fenster, und sie starrten bewundernd die Livree und die stolzen Rosse des Barons Sertus an. Dann hielt Gräfin Sibylle vor dem kleinen Wirtshause und beobachtete es mit kritischem Blick. Ehe noch der Bediente hineingehen konnte, um nach Eberhardt zu fragen, kam schon die Wirtin heraus, knigte viele male, bemühte sich, ihre wehende Haube auf dem Kopfe festzuhalten und sagte mit klagender Miene, daß Herr Eschenburg und auch sein Diener nicht da seien.

Ach, du grundgütiger Gott! sagte die gute Frau, sie sind gestern zu Schiffe fortgemacht und bei solchem Wetter!

Gräfin Sibylle stieg eilig aus, ging in das Wirtshaus, um ihr Gespräch mit Frau Zehsing nicht vor den Ohren des Bedienten und des Kutschers zu führen, und ward in die beste Stube geführt. Frau Zehsing wischte mit der Schürze über einen Stuhl, worauf der vornehme Besuch sitzen sollte, und erzählte dann, was sich zugetragen habe.

Herr Eschenburg wollte einen Ausflug zu Schiffe machen, hat aber all sein Gepäck mitgenommen, berichtete sie. Ich sagte noch zu dem schwarzen Diener: Herr Andrew, sagte ich, mein Mann sagt, es würde kein gutes Wetter werden, denn er hatte die Witterung nachgelesen und sagte, daß sie in Petersburg kein gutes Wetters gehabt hätten, aber er ist doch fortgemacht, und nun sind sie gewiß ertrunken.

Die gute Frau rang die Hände und trocknete sich die Augen.

Das wäre sehr traurig, wenn sie ertrunken wären, sagte die Gräfin. Wohin wollte denn Herr Eschenburg fahren?

Das hat er nicht gesagt, aber sie sind nach der Ribbesdorfer Ecke zu gesegelt, und gewiß sind sie alle ertrunken, denn es wurde ja ein schreckliches Wetter, und die Wellen gingen so hoch wie unser Haus.

Hat Herr Eschenburg nichts zurückgelassen? fragte Gräfin Sibylle.

Nein, er hat nichts zurückgelassen, er hat alles mitgenommen. Er sagte, daß er vielleicht in einigen Tagen wiederkommen würde, aber er hat seine Rechnung bezahlt, und ich sagte noch zu meinem Manne: Gewiß kommt Herr Eschenburg nicht wieder. Ich muß wohl eine Ahnung haben. Ach, so ein hübscher Herr!

Ich möchte wohl sein Zimmer sehen, sagte Gräfin Sibylle nach einer Pause.

Frau Zeyfing ging voran, und die Gräfin folgte ihr die enge Stiege hinauf. Das kleine kabinenähnliche Gemach war leer und in Ordnung. Gräfin Sibylle ging ans Fenster, sah gedankenvoll aufs Meer hinaus und bemerkte, daß die Wogen noch in voller Aufregung waren und schäumend über einander wegrollten.

Es wäre eine sehr angenehme und einfache Lösung aller Schwierigkeiten, wenn er ertrunken wäre, dachte sie.

Sie denken sich die Sache wohl zu schlimm, liebe Frau, sagte sie. Er wird wohl irgendwo ans Land gegangen sein, als der Sturm kam.

Aber Frau Zeyfing schüttelte traurig den Kopf. Es giebt eine Menge schlechten Volks hier im Dorfe, sagte sie. Und einer ist sogar einmal bei uns eingestiegen und hat stehlen wollen. Wenn solches Volk im Boote gewesen wäre, da wäre es gewiß durchgekommen, aber Herr Eschenburg ist zu gut. Ach, so ein hübscher und freundlicher Herr, und der immer seine Rechnung prompt bezahlte und noch dazu sagte: Ich danke Ihnen auch schön, Frau Zeyfing. Nein, der ist gewiß ertrunken. Ich habe meine Ahnungen, und die treffen ein.

Gräfin Sibylle ging durch das Zimmer und blieb vor der Kommode in der Ecke stehen. Sie zog den Brief Eberhardts aus der Tasche, den ihr Baron Sextus gestern Abend gegeben hatte, und that so, als ob sie ihn von der Kommode nähme.

Da ist ein Brief, sagte sie, ihn in die Höhe haltend. Den hat Herr Eschenburg wohl durch Sie bestellen lassen wollen. Er ist an den Herrn Baron Sextus adressirt.

Ein Brief? fragte die Frau erstaunt. Nein, da wird man wahrhaftig alt und blind! Ich habe doch selbst gestern Nachmittag abgewischt und nichts gefunden!

Da ich zurückfahre, will ich den Brief mitnehmen und ihn dem Baron geben, sagte die Gräfin und schob das Schriftstück wieder in die Tasche, während sie sich zum Gehen anschickte. Hoffen wir, daß alles besser abläuft als Sie denken! Adieu, meine gute Frau!

Sie rauschte die Treppe hinab, nickte der Wirtin zu und stieg in den Wagen, als sie bemerkte, daß ein Mann von zerlumptem Außern, auf eine Krücke gestützt, sich herannahete. Er hatte neben den Pferden gestanden und kam nun an den Schlag. Das Gesicht des Mannes war ihr bekannt, obwohl es bleicher war als damals, wo sie es zuerst gesehen hatte. Schon wollte sie nach ihrer Börse greifen, als der Mann mit einer listigen und doch frechen Miene einige drohende Worte äußerte, die ihr allein verständlich waren und sie bewogen, jeden Schein besondrer Güte oder Nachgiebigkeit gegen diesen Menschen zu vermeiden.

Vorwärts! rief sie mit scharfer Stimme dem Kutscher zu. Der Bediente gab dem hinkenden Mann einen gelinden Stoß, der ihn vom Schlage entfernte, sprang auf den Bock, während die Pferde schon anzogen, und dann rollte der Wagen fort. Fluchend hob der Zurückgebliebene die Krücke empor und drohte hinter der Equipage her.

Gräfin Sibylle saß mit zusammengepreßten Lippen da und fühlte mit Befriedigung die Schnelligkeit der Bewegung. Der Mann mit der Krücke hatte eine unangenehme Erinnerung in ihr erweckt, doch sagte sie sich, daß sie ihm gern eine Entschädigung gegeben haben würde, wenn er nicht so unverschämt gewesen wäre, und bald nahmen wichtigere Überlegungen ihre Gedanken völlig in Anspruch. Der entschlossene Ausdruck ihres Gesichts blieb unverändert, bis sie Schloß Eichhausen wieder erreicht hatte, dann ging sie sogleich auf ihr Zimmer, setzte sich an den Schreibtisch und beschäftigte sich, Eberhardts Brief vor sich, mit Schreiben. Soll ein so einfältiges Ding wie ein Brief für mich ein Hindernis sein? fragte sie sich. Es wäre lächerlich, wenn ein gut vorbereiteter, seiner Vollendung naher Plan daran scheitern sollte. Erfährt diese tollköpfige junge Person, daß ihr Geliebter verschwunden ist, vielleicht ertrunken — wer weiß, was daraus entstände! Ich merke, was das alles bedeutet. Wir sind nicht ganz das Lamm, als das wir erscheinen möchten. Er fährt zu Schiffe ab, sie reitet nach der Küste. Ein verzweifelter Glück, daß der Sturm dazwischen kam. Wäre ich nicht eine Märrin, wenn ich jetzt den Trumpf in der Hand befehlte?

Sie ging hinüber zum Baron, der in seinem Arbeitszimmer auf sie wartete und seinen Nachmittagschlaf nicht hatte finden können. Dorothea hatte sich heute Morgen völlig schweigsam gezeigt und so elend ausgesehen, so tiefe blaue Schatten unter den Augen gehabt, daß er sie nicht ohne Beklemmung hatte ansehen können.

Nun, meine liebe Freundin, fragte er, ihr voll Spannung entgegensehend, was bringen Sie für Nachricht? Ich höre, Sie sind schon vor einer halben Stunde zurückgekommen.

Ich war ganz zerzaust vom Sturm, sodaß ich mein Gefieder erst wieder glätten mußte, entgegnete sie lächelnd. Aber hier — was sagen Sie dazu?

Sie hielt ihm einen an ihn adressirten Brief entgegen, den er begierig hinnahm.

Was darin steht, weiß ich freilich nicht, fuhr sie fort. Unser Monsieur ist verschwunden. Er hat dies Schriftstück hinterlassen und ist abgereist.

Vortrefflich! Vortrefflich! sagte der Baron, das Kuvert aufschneidend. Daß er abgereist ist, läßt schon vermuten, was er schreibt. Ah, sehr gut, hören Sie, Liebste!

Der Baron las mit lauter Stimme und in freudiger Erregung vor: Seiner

Hochwohlgeboren, dem Herrn Baron von Sextus. Eurer Hochwohlgeboren habe ich die Ehre, zu erwiedern, daß ich mich nicht aufdrängen will. Ihr Brief und der Brief Ihrer Fräulein Tochter spricht deutlich genug. Sind Ihre Standesvorurtheile größer als Ihre Liebe zu Ihrer Tochter und ist Ihre Tochter selbst so herzlos, Ihre Meinung zu teilen, so bin ich meinerseits zu stolz, um es bedauern zu können, daß ich mich in ihr geirrt habe. Ich verlasse ein Land, wo Kastenunterschiede für heiliger gelten als die Rechte des Herzens und wünsche Dorothea Glück zu ihrem neuen Herzensbunde.

Eberhardt Eschenburg.

Darin erkenne ich den Patron! rief die Gräfin, als Baron Sextus geendigt hatte. Das ist ganz die Art und Weise des abenteuernden Bettelstolzes.

Der Baron sah den Brief an, las ihn noch einmal für sich und schüttelte den Kopf. Solch eine Antwort hätte ich allerdings nicht von ihm erwartet, sagte er. Es ist ein Ton darin, der nicht zu seinem frühern Benehmen paßt.

Er wird eingesehen haben, daß es ihm nichts mehr nützen kann, sich zu verstellen, und so fällt er in seine natürliche Ausdrucksweise zurück.

Möglich, sagte der Baron. Jedenfalls ist er in großer Aufregung gewesen, als er schrieb. Es ist ein plumper und alberner Brief. Man erkennt auch kaum seine sonst so feste und klare Handschrift. Sehen Sie, es ist etwas zitteriges in den Schriftzügen, als hätte er sie bei gewaltsamer Selbstbeherrschung hingemalt.

Nun, der Inhalt ist die Hauptsache, wir wollen uns über seine Aufregung keinen Besorgnissen hingeben, sagte die Gräfin, indem sie sich bemühte, ihre Verwirrung zu verbergen.

Gewiß, gewiß. Also er ist abgereist. Das ist mir sehr lieb, das ist mir sehr lieb, sagte Baron Sextus, indem er den Brief wieder in das Kuvert schob. Ich werde jetzt gleich zu Dorothea gehen, und sie wird nun keine Einwendungen mehr machen können.

Er stand neben seinem Arbeitstisch und sah die Gräfin mit ausdruckslosem Blicke an. Seine Gedanken weilten schon bei seiner Tochter. Er sagte, daß er gehen wolle, und wiederholte diesen Satz mehrere male, aber er konnte sich noch nicht entschließen zu gehen. Er sah Dorotheens trauriges Gesicht vor sich, es ward ihm schwer, ihr den Brief zu zeigen, und er stand mehrere Minuten schweigend da.

Die Gräfin war verwundert über sein Zaudern, und ihr böses Gewissen flüsterte ihr zu, er habe vielleicht Mißtrauen. Doch beruhigte sie sich, als der Baron wieder zu sprechen anfang.

Ich werde den Brief selbst meiner Tochter nicht zeigen, sagte er. Es würde sie zu tief betrüben, wenn sie sehen müßte, in welcher Weise dieser Mann, der doch nun einmal ihre Affektion gewonnen hat, seine niedrige Denkungsweise decouvriert. Ich werde mich damit begnügen, ihr den Sinn des Briefes mitzuteilen.

Die Gräfin hörte diese Worte mit einer angenehmen Empfindung der Sicherheit. Sie hatte Dorotheens scharfe Augen gefürchtet. Man kann doch niemals zu kühn sein, sprach sie zu sich selber.

Sie sind immer zart, lieber Baron, sagte sie dann mit hinschmelzendem Tone.

Das arme Kind! fuhr der Baron fort. Ja, wir sehen es in unserm Leben so oft deutlich vor Augen: die Wege des Höchsten sind unerforschlich. Für

menschliche Einsicht ist es nicht zu verstehen, warum ein so altes Geschlecht ohne männliche Descendenz geblieben ist.

Er wischte mit der Hand über die Augen und strich wiederholt den grauen Schnurbart.

Hätten wir uns doch früher kennen gelernt, meine liebe Freundin! fügte er mit einem Seufzer hinzu.

Gräfin Sibylle sah in den Schooß nieder und blickte ihn dann so sanft und innig an, wie sie es mit ihren bligenden Augen nur irgend vermochte.

Es ist spät, hauchte sie leise, aber es ist nicht zu spät.

Er ergriff ihre beiden Hände, drückte sie und schritt hinaus.

Dorothea hatte die letzte Nacht, wie schon so manche Nacht der letzten Zeit, schlaflos verbracht. Sie war in einer Unruhe, welche sie verzehrte und ihre Kräfte aufrieb. Die Nachricht, welche ihr der General am Abend vorher nach seiner Unterredung mit ihrem Vater gebracht hatte, war wie eine letzte Last gewesen, die ihren gebeugten Geist niederdrückte. Er hatte versucht, ihren Mut aufzurichten, indem er seine eigne Zuversicht zur Vorsehung in ihre Seele übertragen wollte, aber ihre Jugend machte sie unzugänglich für die Ergebung weisheitsvollen Alters. In ihrem Gemüthe lebte noch ein unverilgbares Bedürfnis nach einem Glücke, welches mit ihren Wünschen in Einklang stünde, und sie konnte nicht den durch Erfahrung und viele Enttäuschungen erzeugten Gleichmut eines alten Mannes fassen. Sie verfolgte im Geiste von Schritt zu Schritt die Entwicklung ihrer Liebe zu Eberhardt und erstieg in der Erinnerung immer wieder den Berg der Qual. Sie war in Gedanken bei ihm, den sie gestern hatte sehen wollen und der nicht gekommen war, und sie stellte sich in ihrer erregten Phantasie hundert Schrecknisse vor. Sie dachte an die Feindschaft der Gräfin, an Millicents Entfernung und überlegte immer wieder alle die vergeblichen Bemühungen, mit denen sie sich aus einem starken Netze hatte befreien wollen, das wie von unsichtbarer mächtiger Hand geknüpft, in seinen Maschen sie gefangen hielt.

Sie war so schwach und so erregt, daß sie zusammenfuhr, als es an ihre Thüre klopfte und als ihr Vater hereintrat.

Er sah ihr blaßes Gesicht, ihre matten, geröteten Augen, und es wurde ihm schwer, ihr den letzten entscheidenden Schlag zu geben, wie er es doch für seine Pflicht hielt. Er faßte sie an der Hand, führte sie zu ihrem Sopha, setzte sich neben sie und strich ihr theilnahmsvoll mit einer rauhen Zärtlichkeit über das Haar.

Mut! mein liebes Kind, Mut! sagte er.

Sie sah ihn mit angstvollem Blicke an.

Wir sind nun endlich klar, sagte er, indem er sich räusperte. Es wird dir schmerzlich sein, aber es ist gut, daß wir nun endlich klar sehen.

Ihr Herz klopfte so stark, daß es ihre Brust beengte und ihr den Atem nahm.

Er hat geschrieben, fuhr der Baron fort. Er thut, wie er anständiger Weise thun mußte, er verzichtet, und er ist abgereist.

Ein Schrei entrang sich Dorotheens Brust, und sie starrte mit geisterhaftem Auge auf des Vaters Gesicht.

Er schreibt, wie ich es von ihm erwartet hatte, und drückt sich deutlich aus, fuhr der Baron fort. Eine Jugendillusion ist für dich dahin, mein armes Kind. Wir wollen uns keine Vorwürfe machen, daß wir allzu vertraulich ge-

wesen sind, denn es liegt auf meiner Seite ebensoviel Schuld wie auf der deinigén. Es ist gut, daß wir den Schaden noch repariren können.

Es steht nun also der Ausführung deines Versprechens nichts mehr im Wege, fuhr ihr Vater fort, indem er mitleidig sah, wie Dorotheens Kopf müde auf die Brust herabsank. Tröste dich, liebe Dorothea, wir müssen alle unsre Enttäuschungen durchmachen. Durch eine harte Schule führt Gott der Herr uns zu rechter Frömmigkeit.

Er war erfreut über Dorotheens Ruhe, denn er hatte sich auf eine stürmische Szene gefaßt gemacht.

Ja, antwortete sie, mechanisch mit dem Kopfe nickend.

Wenn du irgend welche Wünsche hast, so äußere sie, bitte. Ich habe die Absicht, die Verlobung mit Graf Dietrich jetzt auf der Stelle zu publiziren. Je eher derartige Dinge abgemacht werden, desto besser ist es.

Wenn es dir recht ist, sagte Dorothea, so will ich jetzt gleich hinübergehen und Millicent aus ihres Onkels Hause wieder herüberholen.

Thue das, sagte er eifrig. Thue es ja, mein Kind. Ich danke dir von Herzen für dein rationables und kindliches Benehmen. Er küßte sie auf die Stirn. Eine schwere Sorge war ihm von der Seele genommen, und es drängte ihn, der Gräfin Mitteilung von Dorotheens vernünftigem Wesen zu machen.

Als er gegangen war, erhob sich Dorothea, und aus dem Wirrwarr ihrer Gedanken löste sich der eine klare Vorsatz los, ihrem Vater zu folgen und den Brief Eberhardts selbst zu lesen. Doch ihre Schritte waren schwankend, die Wände des Zimmers wankten und bewegten sich, wie es ihr schien, und ehe sie die Thür erreichen konnte, sank sie ohnmächtig zu Boden.

Sechsendreißigstes Kapitel.

Obwohl todmüde und von einem Fieber geschüttelt, das zum Teil aus den erlittenen Strapazen, zum Teil aus Gemütsregung entsprang, dachte Eberhardt doch in dem Hause des rothaarigen Riesen auf der schroffen Küste von Möen nur an eine möglichst eilige Heimreise nach Scholldorf. Aber es zeigte sich die Gelegenheit hierzu nicht günstig. Es war nicht daran zu denken, mit der Schaluppe die Fahrt zu machen. Auch der kühnste Schiffer hätte nicht unternommen, bei dem Sturm, der noch immer tobte und noch zwei weitere Tage anhielt, mit solchem gebrechlichen Fahrzeuge über das Meer zu ziehen. Doch konnte dieses Unternehmen auch schon deshalb nicht in Frage kommen, weil die Schaluppe hart beschädigt war. Beim Anprall an die Kreideselsen war eine der Planken zersplittert, und ein großes Leck klappte am Bug.

Es stellte sich heraus, daß der kürzeste Weg, um nach der Küste von Pommern zurückzugelangen, eine weite und beschwerliche Reise nötig machte. Er mußte nach Kopenhagen und von dort mit dem Dampfschiffe nach Stettin.

Mit Verzweiflung im Herzen ging Eberhardt, sobald er sich am Feuer erwärmt hatte, hinaus an den Rand der steil abfallenden Küste und blickte über die See hin nach dem Lande, das er so gern hätte fliegend erreichen mögen. Es war ein klarer Tag, die Sonne stand strahlend am wolkenlosen Himmel, doch der unerbittliche Ostwind strich tausend über die leuchtende Fläche hin und ließ die Wellen schäumend an die Klippen branden. Mit Entsetzen über die

Gefahr, der das Schiffchen entronnen war, und mit Dank gegen Gott, der sein und seiner Begleiter Leben errettet hatte, sah Eberhardt auf die weißen Stellen hinab, die dort unten dem Abhang vorgelagert aus dem Meer hervorschimmerten und die Klippen bezeichneten, welche Möens Klint verderblich für den Schiffer machen. Nur die göttliche Vorsehung hatte vermocht, das kleine Fahrzeug so zu leiten, daß es nicht gegen eins dieser zackigen Felsenstücke geworfen wurde, um zertrümmert auseinanderzufallen und die armen Insassen weit vom rettenden Strande im brausenden Wasser zu versenken. Der Gedanke, gnädig behütet zu sein, erhob von neuem seinen Mut und spornte sein Vertrauen und seine Thatkraft an.

Er wollte nun die Schiffer mit einer Entschädigung sich selbst überlassen und in Begleitung Andrews den Landweg über Seeland antreten. Er schickte das freundliche Mädchen, welches so mannhaft bei der Vergung der Schaluppe zugegriffen hatte, nach dem nächsten Orte, dem kleinen Mayleby, und ließ von dort einen Wagen holen. Aber es ward Mittag, und die Stunden zogen über den Mittag hinaus, ehe das unbeholfene Gefährt herangerasselt kam. Ungeduldig war er oft vor die Thür getreten, hatte oft spähend ausgesehen, um dann in das Haus zurückzukehren und dem Gespräch seiner Begleiter mit dem Strandwächter zuzuhören, der mit der unerschütterlichen Ruhe, die diesem gewaltigen Gliederbau angemessen war, am Herde seine Thonpfeife rauchte und den Bericht der Schiffer mit Erzählungen von Schiffbrüchen an eben dieser Küste erwiderte, während seine Frau in einem großen irdenen Topfe das Mittagseffen kochte, ein Gericht Griße mit Pflaumen.

Endlich kam der ersohnte Wagen. Aber ach, es war ein Gespann Ochsen, welches ihn zog! In Mayleby waren keine Pferde zu haben gewesen. Es waren herrliche Tiere, weiß mit großen roten Flecken, und der Wagen, den sie zogen, war ein offenes Korbwägelchen, von dem aus die herrlichen Wälder und fruchtbaren Fluren von Möen vorteilhaft zu betrachten sein mußten. Aber trübe blickte Eberhardt auf der langsamen Fahrt auf die behaglich wandelnden Tiere und achtete wenig auf die Reize des schönen Eilandes. Er zauberte sich Dorotheens Bild in jedes liebliche Waldstück und sah auf jedem Wege ihre Gestalt, er fühlte sie im Lichte der niedrig stehenden Sonne und im Atem des Windes, er war verloren in sie, die ihm doch nur im Geiste nahe war und ihn zum schmerzlichsten Verlangen entzündete.

So ging es Schritt vor Schritt über die ganze Breite der Insel bis zu dem Meeresarme hin, der Möen von Seeland trennt. In seiner Ungeduld sprang Eberhardt oft vom Wagen herab und eilte ihm voraus, dann wieder blieb er stehen und stieg auf, wenn das Gefährt herangekommen war. Neben den bunten Tieren schritt in unerschütterlicher Ruhe der schwarze Mann, ein unheimliches Bild für den rotwangigen Buben, der auf einem Strohband hinter der Deichsel saß und die Ochsen lenkte.

Eberhardt mußte die Nacht über in dem Städtchen Stege bleiben, konnte erst beim Anbruch des folgenden Tages nach Kallehavn übersehn und hatte nun noch die lange Fahrt durch Seeland bis nach Kopenhagen vor sich. Alle nur möglichen Widerwärtigkeiten schienen ihm sich auf seinem Pfade zu häufen. Er brauchte zwei Tage Wagenfahrt, um Kopenhagen zu erreichen, dort mußte er noch zwei Tage warten, bis das Dampfschiff nach Stettin abging, und so kam er erst am neunten Tage nach seiner Abfahrt von Scholldorf wieder in dem kleinen Wirtshause an, wo man ihn für verloren hielt.

Frau Zeyßing war im ersten Augenblick so erschrocken, als sähe sie ihren Gast und den schwarzen Diener nicht lebhaftig, sondern als abgeschiedene Seelen wieder. Dann aber, als sie sich überzeugt hatte, daß es wirklich der gute, verehrte Herr Eschenburg und sein immer noch mit einer gewissen Scheu betrachteter Diener waren und daß ihre Befürchtungen sich nicht erfüllt hatten, ließen ihr Freudenthränen über die Backen, und sie erschöpfte sich in Ausbrüchen der Bewunderung und des Entzückens. Es war dieselbe abendliche Stunde, zu welcher der Maler vor Monaten zuerst erschienen war. Er war mit demselben Zuge wie damals in Holzfurt angekommen. Nur war die Jahreszeit vorgerückt, und schon bedeckte die herbstliche frühe Dämmerung die Küste. Welche Ereignisse liegen doch zwischen damals und jetzt! sagte sich Eberhardt, als ihn die Wirtin auf sein altes Zimmer führte und mit einer Gesprächigkeit, welche neue Rechte von der Freundschaft borgte, über seine Schicksale und ihre eignen Gedanken sich ausließ. Welche Fülle von Schmerz und Hoffnung in diesen wenigen Monaten! sagte er sich, indem er das kleine Gemach im Lichte einer Heimat betrachtete, und welches Ende wird es nehmen?

Eifrig erkundigte er sich, ob sich in seiner Abwesenheit irgend etwas Wichtiges ereignet habe. Er wußte, wie sehr Frau Zeyßing sich für alle Dinge interessirte, die um sie herum geschahen, und er dachte, daß ihre Nachrichten, wenn auch nicht zuverlässig, so doch orientirend sein könnten. Briefe waren garnicht gekommen, wie er mit Herzbeklemmung hörte. Aber vom Besuche der Gräfin erzählte die Frau.

Die Gräfin von Altenschwerdt war hier? fragte er erstaunt.

Ach ja, mein lieber Herr, und sie war so sehr freundlich und gütig, sagte die Wirtin. Es thut unsereinem wohl, wenn vornehme Leute nicht hochmütig sind. Sie erkundigte sich nach Ihnen, und sie hat auch den Brief mitgenommen, den Sie oben hatten liegen lassen. Ich hätte ihn auch besorgt, Herr Eschenburg, wenn Sie mir nur ein Wort davon gesagt hätten.

Was für einen Brief meinen Sie? fragte er stirnrunzelnd.

Nun den Brief an den Herrn Baron von Sextus. Die Frau Gräfin fand ihn dort auf der Kommode, wo meine alten dummen Augen ihn nicht gesehen hatten. Ach, und wenn die Herrschaften nur wüßten, daß Sie wieder da sind, da hätten Sie doch gewiß auch eine Einladung auf heute Abend erhalten.

Was meinen Sie? Was für eine Einladung? stieß Eberhardt heftig hervor.

Frau Zeyßing entschuldigte sich, falls sie etwas Unrechtes gesagt habe. Sie habe nur gedacht, daß Herr Eschenburg, da er doch auch zu den Bekannten des Herrn Barons gehöre, nichts Unpassendes erwarte, wenn er denke, daß man ihn zu einer Familienfeier einladen müsse. Denn der Herr Graf von Altenschwerdt sei doch wieder zurückgekehrt, und es solle nun die Verlobung mit der gnädigen Baronesse Dorothea gefeiert werden. Seit drei Tagen schon seien, wie die Botenfrau erzählt habe, die Einladungskarten an die Gutsbesitzer ringsherum verteilt worden, und es solle ein großes Fest in Eichhausen gefeiert werden, wie es seit Jahren nicht dagewesen sei.

Eberhardt hörte diese Worte mit düster flammenden Augen an, sodaß Frau Zeyßing ihn bestürzt ansah, und dann ging er, ohne ein Wort zu erwiedern, zur Thür hinaus und aus dem Hause.

Mit langen Schritten durchmaß er den altbekannten Wald, der zwischen Scholldorf und Eichhausen seine dunkeln Tiefen erstreckte. Unter dem rauhen Hauche des Herbstes fielen die Blätter von den Linden und Buchen, und es

zog wie eine klagende Stimme durch die Millionen von grünen Nadeln der Tichten und Tannen. Es war so finster auf dem Waldpfade, daß Eberhardt ohne seine genaue Kenntniss jeder Biegung und jeder Gruppierung der hervorragendsten Bäume an diesem so oft begangenen Wege wohl kaum die Richtung beibehalten hätte. Aber er ging, ohne zu irren. Hier dienten ihm die wunderbar gestalteten Äste einer Eiche, die sich von dem helleren Himmel abhoben, dort ein weißer Birkenstamm, dort das finstere Dickicht schwarzer Tannen zu Wegweisern. Je näher er dem Schlosse kam, desto eiliger ward sein Schritt, es drängte ihn wie im Fieber vorwärts.

Hatte die Frau nur so in den Tag hinein geschwaht? Hatte sie nach Art geschwägiger Wirtinnen Wahres und Falsches, Mutmaßungen und Gerüchte zu einem Märchen eigener Mache zusammengestellt? Immer eiliger drängte es ihn vorwärts.

Jetzt endlich erreichte er den Saum und ward über die offene Fläche hinweg des Schlosses ansichtig. Es lag in schwarzer, schwerer Masse vor ihm, und einzelne helle Punkte darin bezeichneten ihm das Leben innerhalb seiner Mauern. Auch das oft gesuchte geliebte Fenster dort oben war hell. Die hohe Mauer jenseits des Grabens entzog wie immer das untere Stockwerk der Hauptgebäude seinem Auge, sodaß er nichts Ungewöhnliches im Äußern des Schlosses zu entdecken vermochte. So verlor sich beinahe schon aus seinen Gedanken die Nachricht von einem Feste, das dort gefeiert werden sollte, jene Nachricht, die wie ein Spuk in seinem Gehirn tobte.

Doch, was war das? Er sah einen Wagen, dessen brennende Laternen weithin durch die Nacht schimmerten, von fern über die Ebene herankommen und sah gleich darauf einen zweiten Wagen aus dem Portale des Schlosses hervorrollen, der sich entfernte.

Er griff sich an die Stirn. Träumte er? Mit einem Satz sprang er über den Einschnitt hinweg, der den Waldsaum umgab, und eilte über den freien Platz hinweg, der vor ihm lag. Er nahm die Richtung auf die Pforte neben dem Hause des Inspektors, durch die ihn Millicent zur seligsten Zusammenkunft eingelassen hatte. Mit einem Instinkt, der sich nicht täuschen zu können schien, ging er trotz der Dunkelheit gerade auf die Pforte zu. Sie war nicht verschlossen, sondern öffnete sich beim Druck seiner Hand auf die Klinke, er stieg die Stufen hinab und eilte durch den Parkweg auf die hellen Fenster des Wirtschaftsgebäudes zu. Hier war alles erleuchtet, ein ungewöhnliches Leben schien hier zu herrschen. Er sah es wie in einem Traume. Er kam an der Küche vorbei, die mit Dienerschaft gefüllt war, und wo auf den Herden die Töpfe und Rasserole dampften und zischten, mehrere Diener und Mädchen begegneten ihm, ohne ihn zu beachten, er durchschritt den Flur und stieg die schmale Treppe hinan, auf welcher Millicent ihn geführt hatte. Es zog ihn denselben Weg wie damals, zu der Geliebten Gemach; ohne daß er sich bewußt war, was er wollte, suchte er sie dort auf. Er hörte eine große Treppenuhr neun schlagen, als er in den Korridor trat, der zu dem Thurmzimmer führte, es war dieselbe Stunde, zu der damals sein Glück ihm erschien. Der Korridor war hell erleuchtet, doch begegnete er niemand. Er zauderte eine Sekunde vor Dorotheens Thür, dann öffnete er sie und trat in ihr Zimmer. Es war leer. Eine Lampe stand auf dem Schreibtisch und warf ihr Licht über die Gegenstände in diesem geweihten Raume, die Schreibmappe und die kleinen zierlichen Sachen auf dem Tische, den kleinen Lehnstuhl, in dem Dorothea zu sitzen pflegte, ihre Bilder,

ihre Bücher, es war die Luft von demselben, kaum wahrnehmbaren, feinen Duft erfüllt, der damals seine Sinne berauschte, aber Dorothea selbst war nicht da.

Er stand inmitten des Zimmers und blickte mit irrem Auge um sich. Warum war er hier? Was wollte er? Wohin sollte er sich nun wenden? Wie wollte er sie finden? Was mußte geschehen? Er wußte es nicht.

Da war es ihm, als hörte er ein ungewohntes Geräusch, ein Klirren und das leise Gewirr ferner Stimmen von jener Seite her, wo sich die Tapetenthür befand, die er von seinem ersten Besuche her kannte.

Er wandte sich dorthin, legte die Hand auf den Glasknopf der Thür und drehte ihn, doch die Thür mußte verschlossen sein. Er drehte den Schlüssel herum, der im Schlosse steckte, öffnete die Thür und sah in helles Licht hinein. Er prallte nicht zurück, er war in einem Zustande, der ihm Bedenken und Klugheit nahm, er schritt vorwärts und fand sich inmitten jenes ovalen, von vergolbetem Rankenwerk umgebenen Raumes im obern Teile der großen Halle, wo er damals mit Dorothea gestanden hatte, inmitten einer Militärkapelle, welche schweigend da saß, während aus der Halle die Stimme eines Redners empor drang. Eberhardt stand zwischen Husarenuniformen, in einem Korps von Musikanten, welche ihre Instrumente bereit hielten, um auf das bestimmte Zeichen mit einem Tusch einzufallen.

Ein Lächeln erschien um seine Lippen, als er vortrat, um durch die Öffnungen in den hölzernen Ranken hinabzusehen. Dies war ein wüster Traum. Konnte dies Wirklichkeit sein? Dort unten war eine große Gesellschaft vereinigt, und der helle Schein unzähliger Kerzen, welcher die stattliche Halle in einem wundervollen Festesglanz zeigte, ließ die einzelnen Gesichter deutlich erkennen. Lange Tafeln waren gedeckt, und wohl an hundert Personen saßen daran, helle, seidne Kleider, strahlender Schmuck, Epaulettes und Orden vieler Offiziere verschiedner Regimenter funkelten herauf, und dieser moderne Schimmer fand seinen Gegensatz in den breiten Klingen der Schwerter und Streitärzte, Piken, Panzer und Helme hoch oben an den Wänden. Eberhardt betrachtete das so ruhig wie ein Gemälde, es war ja ein wüster Traum. Denn dort in der Mitte der ersten Tafel zwischen dem grauen Kopfe des Barons Sertus und dem feinen Gesichte des Grafen Dietrich saß bleich wie ein Wachsbild seine Geliebte, das schwarze Haar mit Diamanten geziert, einen kleinen bligenden Strauß an der Brust, die Augen starr ins Weite gerichtet. Und ihr gegenüber an der andern Seite des Tisches saß Gräfin Sibylle, majestätisch, glänzend, triumphierend, in der Pracht ihrer veilchenfarbenen, silberdurchstickten Robe, ihrer Augen und Wangen, schöner als irgend ein andres Frauenbild im Saale, Dorothea selbst nicht ausgeschlossen. Und neben der Gräfin stand der Graf von Franden, in der Uniform des Generals, mit silbernen Sternen auf der Brust, und redete — Worte — Worte, denen Eberhardt nicht zu folgen vermochte. Es war von Glück und Liebe und Frieden die Rede und endlich von einem Brautpaare, dem Grafen Dietrich von Altenschwerdt und der Baronesse von Sertus.

Es ertönte ein Hoch, die Gläser klangen zusammen, und ein wildes Lachen brach aus Eberhardts Munde hervor, das alsbald von dem dröhnenden Klange der Trompeten um ihn her verschlungen ward.

Eberhardt taumelte zurück in das Zimmer, drückte die Thür in ihr Schloß, als wollte er den Vorhang über ein widerwärtiges und entsetzenerregendes Schauspiel fallen lassen, und stand im Sturme unerhörter Qualen in dem entweihten Tempel seiner liebenden Andacht. Ein Stöhnen rang sich aus seiner Brust

empor, und sein wildkochendes Blut ließ Funken vor seinen Augen tanzen. Er sah etwas blankes auf Dorotheens Schreibtisch liegen und erfaßte mit gierigem Griff den spitzen Stahl, ein zierliches Messer mit eiselirtem Silberheft, dessen sie sich zum Aufschneiden von Briefen und Büchern zu bedienen pflegte. Wenn er jetzt die enge Treppe hinabstieg, welche vom Orchester zur Halle hinabführte, so konnte er der Treulosen das Herz durchbohren, ohne daß menschliche Macht imstande gewesen wäre, sie zu retten. Wenn er sich selbst dieses Messer in die Brust stieß, so mußte seine blutende Leiche, die man hier finden würde, ihr für immer die Freude an dem gottlosen Bunde verderben. Er schleuderte das Messer von sich und packte voll Angst vor sich selbst die pochenden Schläfen mit zusammenpressenden Fäusten. Flucht! Er mußte fort von hier! Ein ängstlicher Seufzer, der unendliche Qual verriet, stieg von seinen Lippen auf, noch ein Blick der zum Tode getroffenen Liebessehnsucht irrte durch das Gemach, das ehemals so still und heilig, nun vom abscheulichen Getöse der Trompeten erfüllt war, und dann eilte er hinaus.

Eberhardt sah nicht, wohin er ging. Vor seinen Augen stand nur jener empörende Anblick der Falschen, die als Braut der Mittelpunkt des Festes war, dieses schöne, ehemals geliebte und nun so verhaßte Antlitz, vom Glitzern der Edelsteine umgeben und in seinem verräterischen Stolz vom Licht der adlichen Halle beschienen. Er wußte nicht, wohin seine Füße ihn trugen. So kam er durch mehrere ihm unbekannte Zimmer und fand sich plötzlich im Treppenhause zwischen den riesigen Wandgemälden und dann vor dem Hauptausgange. Er sah mehrere Gestalten von Männern um sich und vor sich, er sah sich vor einem großen, hellerleuchteten Zimmer, er zauderte einen Augenblick, und sein irrender Blick heftete sich auf einen ältern Offizier mit sehr rotem Gesicht in blauem Attila mit Silberschnüren, und einen schlanken Herrn mit fahlem Gesicht daneben, dann bemerkte er, daß er keinen Hut habe, wollte umkehren und ihn suchen, vergaß sein Vorhaben wieder und verließ schwankenden Schrittes das Schloß, durch das Portal hinaus in die Nacht eilend.

Es war ein munteres Treiben von Dienern des Barons und der fremden geladenen Herrschaften in den Räumen zunächst dem Portal, sodaß Eberhardts Erscheinen kein Aufsehen machte. Nur der schlanke Herr mit dem fahlen Gesicht, dem er gerade ins Gesicht gesehen hatte, blickte ihm aufmerksam nach. Es war ein Mann, der nach seiner Haltung wohl auf vierzig bis fünfzig Jahre geschätzt werden konnte, aber dem näher beobachtenden Blick zehn Jahre älter erscheinen mußte. Er war außerordentlich sorgfältig gekleidet, und seine graziöse Figur hatte den Schneider wohl bei Anfertigung dieses unvergleichlichen Fracks sehr unterstützt. Er stand mit anmutiger Leichtigkeit auf schön geformten Füßen, und indem er frische Handschuhe anzog, zeigten sich Hände von derselben vollkommenen Bildung. Seine Gesichtszüge waren nicht eben schön zu nennen, aber hatten trotz ihrer Blässe und einem Zuge von Ermüdung um den Mund etwas Besondres, einen eigentümlichen Schnitt, ein interessantes Gepräge. Dies glattrasirte Gesicht mit den schmalen Lippen und den kalten, grauen Augen war nicht das eines guten Mannes, aber es hatte etwas Fesselndes und Abstoßendes zugleich, es war kein gewöhnliches Gesicht.

Haben Sie den Herrn gesehen, der soeben ohne Hut und in einer Bluse hier vorbeikam? fragte er den Diener, der ihm den Mantel abgenommen hatte. Zu Befehl, entgegnete der Diener.

Wer war der Herr?

Es war Herr Eschenburg, ein Maler, zu Befehl.

Wohnt er im Schlosse? fragte der Herr.

Zu Befehl, nein. Er wohnt in Scholldorf, eine Stunde von hier.

Mein lieber Dürrfeld, sagte der Herr, indem er sich zu dem Husarenobersten wandte, der sich damit abquälte, ein Paar enge Glaceehandschuhe über seine breiten Hände zu ziehen, ich habe dir nun den Gefallen gethan, dich hierher zu begleiten, weil ich dir den Spaß nicht verderben wollte. Aber du siehst wohl selbst ein, daß es völlig unpassend wäre, wenn ich mich als Fremder, ungeladen und noch dazu verspätet, hier eindringen wollte. Ich werde deinen Wagen jetzt zur Rückfahrt benutzen und ihn von Holzfurt wieder schicken.

Geh zum Fenster! antwortete der Oberst mit ärgerlichem Tone. Hier auf dem Lande bei stundenlanger Entfernung kann von Verspätungen garnicht die Rede sein, und wenn ich dich mitbringe, bist du geladen. Es ist ja gerade für mich die beste Entschuldigung, wenn ich dich mitbringe. Du hast mich überraschend besucht, und deshalb kommen wir beide so spät.

Nein, mein alter Junge, sagte der andre. Ich weiß, ihr habt hier die schöne Gewohnheit der Gastlichkeit à tout épreuve beibehalten, aber ich habe mir abgewöhnt, sie auszunutzen. Auch ist mein Wagen von deinem Burgunder so ausgewärmt, daß ich den Sitzegrad nicht noch mit Verlobungssekt und dergleichen steigern möchte. Meine Nerven sind in dieser Hinsicht nicht stärker als die einer Konfirmandin. Also, amüsire dich gut. Auf Wiedersehen!

Er hatte während dieser Worte dem Diener gewinkt, ihm seinen Mantel wiederzuholen und ging jetzt, ohne eine fernere Entgegnung abzuwarten, davon. Der Oberst sah ihm mit einigen leise gemurmelten Flüchen nach, er aber stieg vor dem Portal in den Wagen, der beide Herren hergeführt hatte, und fuhr, das Gesicht in nachdenkliche Falten gelegt, nach Holzfurt zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Zur deutschen Konjugation. Bekanntlich gehört es zu den Hauptgrundsätzen der neuhochdeutschen Konjugation, daß der Ablaut des Präteritums im Singular und Plural übereinstimmt. Was in den mittelhochdeutschen rein ablautenden Konjugationen, mit Ausnahme derjenigen, welche im Präteritum *uo* zeigt (trage, truoc, truogen, getragen), durchgehende Regel ist, Verschiedenheit des Lautes für Singular und Plural, fällt im Neuhochdeutschen weg. Nur ein einzigesmal wird die ältere Weise beibehalten, in *ward*, wurden (analog wäre „warden“; vergl. *starb*, starben, mittelh. *starb*, starben); diese Ausnahme verliert jedoch an Bedeutung durch den Eindrang der unorganischen, mit falschem *e* versehenen Singularform wurde (für „wurd,“ nach Analogie von „fund, hulf, sturb, sung“ des ältern neuhochdeutschen und „dung, schund“ des heutigen Gebrauchs oder Mißbrauchs).